



Vom Zähmen, Ausbeuten und Bestaunen

Essays

Eine
ungeordnete
Kulturgeschichte
der
Natur

Bettina
Balàka

HAYMON
verlag

INHALT

DAS UNBERÜHRTE BERÜHREN

Kognitive Dissonanz

UNANGENEHME WAHRHEITEN

Liebe ohne Konsens: Einsperren, füttern, streicheln

Töten für die Wissenschaft:
Zählen, vermessen, bestimmen

Weltweiter Naturgenuss:
Verhütteln, versiegeln, vermüllen

Ernährung: Abwehren, ausblenden, schimpfen

VORSTELLUNGEN UND EINSTELLUNGEN

„Ausgebüxt“ – Wie wir lachen,
wenn Tiere vor dem Schlachthaus fliehen

„Hitler war Vegetarier“ –
Wer sich für Tiere einsetzt, ist ein Menschenfeind?

„Es sind ja nur Tiere“ –
Der kleine Schritt vom Vieh- zum Sklavenmarkt

GESCHICHTE UND GESCHICHTEN

Von Lerchen und Lercherln in Wien

Kraut und Unkraut

Geister im Naturhistorischen Museum

Beaver Believer

Unordnung in der Au

Wunderhunde

Wachstum, Wirtschaft, Nutztiermassen

DAS UNBERÜHRTE BERÜHREN

Wir haben die Natur kartiert und taxonomiert, wir lieben und vernichten sie zugleich. Kognitive Dissonanz ist dabei unser Alltag. Die erobernde Beziehung des Menschen zu Umwelt und Mitgeschöpfen hat tiefe Wurzeln in der Tradition und Religion. Dabei kontrastiert das permanente Bedürfnis, Tiere, Pflanzen, Ökosysteme unter Kontrolle zu bringen und nutzbar zu machen, mit dem mittlerweile ebenso großen Bedürfnis, „die Wildnis“ zu sehen, zu bereisen, zu genießen. Man will das Unberührte berühren, idealerweise als Erster und Einziger, aber auch sicher und klimatisiert – und weiß um das Paradoxon.

Dabei ergeben sich eine Fülle von bizarren Verhaltensweisen und Meinungen. Man will fühlenden, intelligenten Lebewesen möglichst nahe sein und sperrt sie daher ein, um sie wie Gegenstände zu bestaunen, oder zwingt sie gar zu Kunststücken, um von ihnen unterhalten zu werden. Demgegenüber steht etwa der amerikanische Anwalt Steven Wise, der dafür kämpft, zumindest Menschenaffen, Elefanten und Meeressäugern aufgrund ihrer kognitiven Fähigkeiten Persönlichkeitsrechte zuzuerkennen. Dabei gibt es viele Wildtiere bereits nur mehr in Gefangenschaft, weil man in atemberaubendem Tempo ihre Lebensräume zerstört. Aber nicht nur in Zoos, Wildparks und Aquarien werden Wildtiere eingesperrt, sondern auch in vielen Privatwohnungen. Aber wohin mit den Gefangenen, wenn sie zu groß werden, man ihrer überdrüssig ist oder ihr Leiden nicht mehr erträgt? Kann man die Mata-Mata in den Donauauen oder den Axolotl in den Kärntner Kalkalpen aussetzen?

Was an Wildtieren in der Wildnis noch übrig ist, wird gierig beforscht und dabei nicht nur gequält und beeinträchtigt (etwa durch das Einfangen mittels Betäubungsgewehr, Einstanzen von Ohrmarken oder Anbringen von behindernden Sendern), sondern durchaus auch getötet und zerstört, etwa wenn man im Dienste der Wissenschaft mit Schleppnetzen den Meeresgrund abrasiert, um ein erstes und gleichzeitig letztes Mal zu erfahren, was dort so lebt bzw. ab sofort gelebt hat.

Das Bedürfnis, Ordnung durch Bodenversiegelung herzustellen, geht einher mit dem komplementären Bedürfnis, der Asphaltwüste der Städte zu entfliehen und in möglichst unberührten Wäldern aufzutanken. Bei der Jagdkonkurrenz mit Raubtieren wird so getan, als wäre es für Schafe angenehmer, im Schlachthof an den Hinterbeinen aufgehängt und per Kehlschnitt getötet als auf der Wiese von einem Wolf gerissen zu werden. Das menschliche Streichelbedürfnis geht nahtlos ins Schlachten und Verzehren der Gestreichelten über. Dabei stellt sich die Frage: Wann hat das alles begonnen? Und wie weit – in einem durchaus geografischen Sinne – wäre die Menschheit wohl gekommen ohne die Hilfe von Pferden, Kamelen, Elefanten und Hunden?

Die folgenden Essays beschäftigen sich mit dem ambivalenten Verhältnis des Menschen zur Natur, subjektiv und wissenschaftlich, historisch und persönlich, gejädet und verwildert, analytisch und experimentell.

Kognitive Dissonanz

Ein Besuch im Zoo gibt Anlass zu allerlei ethischen Überlegungen, vor allem, wenn man mit Kindern hingehet. Warum zum Beispiel ist der Eisbärpapa von der

Eisbärmama und den -kindern getrennt? Gab es etwa eine Scheidung und nun wird dem Papa das Umgangsrecht verweigert? Nein nein, beruhigt die Zoologin die Kinder, die von allerlei anthropomorphisierten Bärenfamilien in Bilderbüchern, wo der Bärenpapa mit der Brille auf der Nase den Bärenkindern eine Gutenachtgeschichte vorliest, hinters Licht geführt worden sind. Der Eisbärpapa muss von der Familie getrennt werden, weil er die Jungen auffressen würde. Er ist nicht böse. Er sieht die Jungen einfach als Beute an.

Im Anschluss führt man die Kinder dann gerne zu den Kaiserpinguinen, wo die Väter in vorbildlicher Weise halbe-halbe bei der Kinderaufzucht machen. Man muss allerdings aufpassen, wenn die Kinder in der Folge einen Dokumentarfilm zum Thema anschauen. Es sind da erschütternde Dinge zu sehen. Kaiserpinguineltern, die ihr eigenes Ei verloren haben – nur wenige Sekunden auf dem Eis genügen, um es zu zerstören – gehen auf erbarmungslose Raubzüge, um fremde Küken zu entführen. Oft stürzen sich so viele Pinguine in Entführungsabsicht auf ein Küken, dass sie es unter sich ersticken. Auch in der Kaiserpinguingesellschaft gäbe es nach menschlichem Strafrecht so einige Verurteilungen.

Raubtierfütterung. Warum, fragen die Kinder, sind die Kaninchen, die den Geparden vorgeworfen werden, bereits tot? Das, erklärt die Zoologin, gebietet das Tierschutzgesetz. Das menschliche Gesetz schreibt vor, dass das Kaninchen nicht wie in der Natur vom Geparden gejagt und mit einem Nackenbiss getötet werden darf, sondern vom Menschen schonend und stressfrei eingeschläfert werden muss. Was sie den Kindern nicht erzählt, ist, dass das in einer Gaskammer geschieht,

die wie eine riesige Mikrowelle aussieht. In die Futtertieraufzuchtstationen, wo Meerschweinchen, weiße Ratten, Kaninchen, Mäuse und Heimchen gezüchtet werden – für letztere wie für andere Insekten gilt das Tierschutzgesetz nicht und sie dürfen lebend verfüttert werden – führt man die Kinder nicht. Sie würden angesichts der Gaskammer, in die die flauschigen, putzigen Futtertiere weniger stressfrei, als vielmehr unter Ausschluss der Öffentlichkeit gestopft werden, wohl zu weinen beginnen. Denn das ist es, worum es tatsächlich geht: die Sichtbarkeit. Es wäre unvorstellbar, den Panther vor den Augen der Besucher ein Rind schlagen zu lassen. Schöner sieht es aus, ihm eine feinsäuberlich geviertelte Karkasse vorzulegen.

Irgendwann bekommt man selber Hunger und geht mit den Kindern in einen Gastronomiebetrieb, wo sie ein Kinderschnitzel verzehren können. Dem Schwein, das den Rohstoff zu diesem Schnitzel geliefert hat, hat man ohne Betäubung die Zähne abgeschliffen und den Schwanz per Brennstab kupiert. Kupieren ist ein schöneres Wort für abschneiden. Sofern das Schwein männlich war, wurde es auch ohne Narkose kastriert. All das ist erlaubt, weil man es nicht sieht. Das menschliche Gesetz ist bar jeder Logik, denn würde man dieselben Folterungen bei einem Hund durchführen oder einem Geparden, würde man sich strafbar machen. Der Unterschied ist nicht mit der Intelligenz des Tieres begründet. Nach Ansicht von Tiertrainern sind Schweine sogar intelligenter als Hunde. Der Unterschied liegt in der Definition des Schweines als Nutztier. Für Nutztiere gilt das Tierschutzgesetz nicht. Das Nutztier ist de jure immer schon Fleisch und niemals ein Lebewesen. Die Kinder wären nachhaltig traumatisiert, wenn sie sehen

könnten, wie so ein Schwein am Schlachthof vor Angst und Schmerzen schreit, geprügelt wird, mit Kohlendioxid mehr erstickt als betäubt wird und im schlimmsten Fall noch am Leben ist, wenn es ausblutet und ihm die Borsten von der Haut gesengt werden.

Kognitive Dissonanz entsteht bei nicht miteinander zu vereinbarenden Haltungen und Handlungen. Man will nicht, dass Tiere leiden, aber trotzdem Fleisch essen. Dieser psychologische Konflikt löst unangenehme Gefühle aus, man versucht ihn mit allen Mitteln zu vermeiden. Niemand könnte sich noch amüsieren, wenn das Schreckliche sichtbar würde. Darum darf der Gepard im Zoo keine Beute schlagen, darum hofft man, dass es doch ein richtiges Leben im falschen gibt. Und darum ist es genau das, was wir bis zum Äußersten hinterfragen, entzaubern und entkleiden sollten: das Schreckliche, das mit einer goldenen Panier und einem Petersiliensträußchen auf einem schönen Teller liegt und von keinem bemerkt wird. Nicht, weil man nicht darum weiß, sondern weil man es ausblenden kann. Das Schreckliche, das verbrämt, entfernt und normal ist, weil autorisiert wie im Milgram-Experiment. Das Schreckliche, das als das Gute daherkommt.

Von Lerchen und LercherIn in Wien

Mein Vater, der als junger Mann im Chor der Salzburger Festspiele sang, legte Wert darauf, uns Kinder schon früh mit klassischer Musik vertraut zu machen. Zu meinen allerersten Musiktheatererlebnissen gehörte Mozarts „Zauberflöte“, die man seit jeher für besonders kindgerecht hält. Auf den ersten Blick erscheint

dies einleuchtend, schließlich beinhaltet sie eine Riesenschlange, Knaben, die vom Himmel herabschweben, eine Nachtkönigin, Palmen mit Goldblättern und magische Musikinstrumente, also genug Märchenhaftes, um das Interesse von Kindern zu fesseln. Bei der Auslegung der Handlung jedoch taten sich auch die Erwachsenen schwer, und so blieb ich als kleines Mädchen mit vielen Rätseln allein. Die für mich unbegreiflichste Figur war Papageno, der Vogelfänger im bunten Federkostüm. War er wirklich halb Mensch, halb Vogel, wie Tamino meinte? Ein Fabelwesen, einen Vogelmenschen oder Vogelsänger, wie ich ihn genannt hätte, konnte ich mir vorstellen. Doch Papageno trug Käfige voller gefangener Vögel, um sie der Königin der Nacht zu bringen – hätte ein echter Vogelmensch seinesgleichen der Freiheit beraubt? War Vogelfänger etwa ein Beruf? Und dann sang er auch noch: „Ein Netz für Mädchen möchte ich, / Ich fing’ sie dutzendweis für mich! / Dann sperrte ich sie bei mir ein, / Und alle Mädchen wären mein.“ War das nicht eher ein Verbrecher als eine lustige Figur?

Es kam noch schlimmer, denn das Schicksal der Vögel wiederholte sich tatsächlich in dem einer jungen Frau, die entführt und gegen ihren Willen festgehalten wurde. Pamina wurde gefangen wie ein Vogel, und auch als solcher bezeichnet – „Du feines Täubchen, nur herein!“, sang ihr Häscher, Sarastros Oberaufseher Monostatos.

Es sollte viele Jahre dauern, bis sich mir die Figur des Vogelfängers erschloss. Oft heißen die Straßen so wie die Orte, zu denen sie hinführen: Die Triester Straße weist Richtung Triest, die Brünner Straße nach Brünn, die Prager Straße nach Prag, und von Graz bis St. Pölten hat so mancher Ort seine Wiener Straße, die Richtung Hauptstadt führt. Die Lerchenfelder Straße aber hieß einst Kremser Straße. Und so wie die Straßen in langer

Verlängerung irgendwann einmal nach Prag, Triest oder Krems führen, so können auch Bilder aus der Kindheit irgendwann einmal direkt in der Gegenwart ankommen: Papageno, der Vogelfänger, erklärte sich mir durch die Entdeckung des längst vergangenen und vergessenen Lerchenfelder Vogelmarktes. Hier wurden nicht Enten, Gänse und Hühner verkauft, sondern Singvögel, die man an den Hängen des Wienerwalds fing.

Heute gibt es in der Lerchenfelder Straße weder Lerchen noch ein Feld, also eine unverbaute Fläche. Doch wenn man in der Zeit zurückgeht, gewissermaßen bis zur Kremser Straße, die für das 14. Jahrhundert verbürgt ist, kommt man in ein Waldgebiet, in dem wohl schon Lerchen eingefangen wurden – einerseits, um sie gebraten oder in Pasteten samt Eingeweiden und Knochen zu verspeisen, andererseits, um sie als Gefangenenchor in den Stuben zu halten. Geblieben sind vier Vögel auf rotem Grund im Wappen von Altlerchenfeld, und drei über einem Baum fliegend in jenem von Neulerchenfeld. (Die Theorie, dass der Name auf einen Lärchenhain zurückgeht, scheint hingegen wenig plausibel, denn die Lärche ist ein Gebirgsbaum, der deutlich höhere Lagen bevorzugt.)

Wann der erste Wiener (das Fangen war ein Männer-sport) auf die Idee kam, einen Singvogel in einen winzigen Käfig zu stecken und quasi als lebenden Musikautomaten an die Wand zu hängen, lässt sich nicht mehr feststellen. Chronisten des 15. Jahrhunderts berichteten jedenfalls, dass aus den Fenstern der Wiener Stadt so zahlreiche Vogelstimmen klangen, dass man sich vor-kam, als ginge man durch den grünen Wald. Und so ging es jahrhundertlang. Laut einem Zeitungsbericht des Jahres 1870 war der beste Ort, um in Wien Nachtigallen

zu hören, die Gegend rund um den Stephansdom. Im Wienerwald dagegen wurde es still.

Ob es sich bei der berühmten Wiener Vogelliebe tatsächlich um Liebe handelte, sei dahingestellt. Auch bei der Liebhaberei drehte es sich wohl eher ums Haben als ums Liebhaben. Die Tiere wurden einzeln in winzigen Folterkerkern gehalten, die nicht viel größer waren als sie selbst. Finken wurden mit glühendem Eisendraht geblendet, damit sie die Jahreszeiten nicht mehr unterscheiden konnten und in ihrer Verzweiflung immer sangen, als ob es Frühling wäre. So mancher Zeisig bekam einen Drahtring um den Leib und musste sich zum zusätzlichen Gaudium seine spärlich bemessene Nahrung mit einer Kette hochziehen. Mit Futter-, Wasser- und Lichtentzug erzwang man Gesang. Dass sie oft nicht lange überlebten und ständiger Nachschub benötigt wurde, verstand sich von selbst.

Wer die Vögel jedoch wirklich liebte, war Ignaz Castelli. Vielleicht lag es daran, dass er Schriftsteller war und von daher gewohnt, sich in andere hineinzudenken. Im März 1846 entdeckte er bei einem Spaziergang auf dem Glacis einen ängstlich piependen Vogel in einer Schlinge. Castelli versetzte sich in das Tier hinein, in seinen Körper, seine Lage, seine Gefühle. Er trieb ein Federkleid aus, wurde gefangengenommen und fürchtete sich. Halb Mensch, halb Vogel war er in seinem Herzen – anders als Papageno, der sich mit fremden Federn nur schmückte, um Reklame für seine gequälte Ware zu machen. Castelli befreite den Vogel – und gründete noch am selben Tag den Wiener Tierschutzverein.

Feld- oder Haubenlerchen sind in Wien und seinen Umgebungen selten geworden. Wenige haben sie je gehört, noch weniger haben sie gesehen. Tatsächlich gelten sie

als massiv bedroht. Ewig konserviert sind sie jedoch in der Sprache – und nicht nur in den Straßennamen Lerchenfelder Straße, Lerchengasse, Lerchenfelder Gürtel oder Neulerchenfelder Straße. Im figurativen Diminutiv kommt die Lerche weiterhin häufig vor, als etwas sehr Kleines, Harmloses, Unschuldiges. In der Wendung „des is ka Lercherl“ wird ausgedrückt, dass etwas doch eine größere Sache sei als gedacht. „Da ist das ein Lercherl dagegen“ wiederum bedeutet, dass etwas oder jemand vergleichsweise ungefährlich sei. Man könnte also sagen: „So a Steuererklärung is ka Lercherl“ oder: „Gegen den Menschen ist der Wolf a Lercherl.“ Das Allernichtigste auf Gottes Erdboden ist der Lercherlschas, also die de facto nicht vorhandene Flatulenz eines solchen Vögleins – die Bagatelle schlechthin.

Der jeden Sonntag stattfindende Lerchenfelder Vogelmarkt befand sich am Linienwall, etwa dort, wo die Grundsteingasse in den Gürtel mündet. Mit Leimruten, futterbestreuten Schlagfallen und rund um diese drapierten Käfigen mit (oft geblendeten) Lockvögeln wurde der Wienerwald als vermeintlich unerschöpflicher Selbstbedienungsladen leergeräumt. Nebstbei entnahm man ihm auch gewaltige Fuhren an Ameiseneiern, die als Nachtigallenfutter dienten. Um dem schon lange bestehenden und zahnlos gebliebenen Vogelschutzgesetz endlich mehr Geltung zu verschaffen, wurde der Markt im Februar 1886 schließlich verboten.

Die Abschaffung dieses Vergnügens tat der Bedeutung des „Lerchenfelds“ als Stätte ausgelassener Sonntagsheiterkeit keinen Abbruch. Wo dieses als Synonym für Ausflugslustbarkeiten stand, handelte es sich um eine Abkürzung für Neulerchenfeld, und das kam so: Der 1704 gegen die Kuruzzen errichtete Linienwall

trennte das alte vom neuen Lerchenfeld, wobei letzteres lange Zeit ein unter der Grundherrschaft des Stiftes Klosterneuburg stehendes Dörfchen war. Die Kuruzen kamen nie, was jedoch blieb, war der Linienwall als Stadtgrenze, hinter der (von außen betrachtet) ab 1829 die Verzehrungssteuer eingehoben wurde. In anderen Worten: In Altlerchenfeld war das Essen und Trinken erheblich teurer als in Neulerchenfeld. Dies führte dazu, dass die ab 1862 Altlerchenfelder Hauptstraße genannte heutige Lerchenfelder Straße jeden Sonntag dem Durchzug des vergnügungssüchtigen Volkes diente. Sie endete etwa an der heutigen Kaiserstraße, dann musste man nach Norden abbiegen (es heißt, dass es hier schon recht grün war und die Luft frischer wurde). Aus der Vorstadt in die Vororte hinaus kam man durch das Lerchenfelder Linientor, welches sich bei der heutigen Sanettystraße befand und durch das man in die Neulerchenfelder Straße kam. Noch immer erblickt man von dort jenseits des Gürtels das „Weinhaus Sittl – Zum Goldenen Pelikan“, einen letzten Rest des alten Neulerchenfelds.

Bis 1894, als man mit der Abtragung des Linienwalles begann, befand sich links vom Tor das Linienamt, rechts davon, von großen Linden umschattet, die Lerchenfelder Linienkapelle. Draußen gab es Heurige, Wirtshäuser mit weitläufigen Gastgärten, Tanzböden und Musik. Im Thaliatheater wurden Possen und Volksstücke aufgeführt, im Gasthaus „Zum Fassl“ wurde in einem eleganten Saal zum Tanz aufgespielt, der in ein riesiges Fass eingebaut war. Im Lerchenfeld fand man Kipfelverkäuferinnen, Schausteller, Karusselle, ein Wachsfigurenkabinett, Bänkelsängerinnen, Losverkäufer, Kegelbahnen, den Cirque Français mit seinen Kunstreitern und das Wichtigste: Backhendl, Plunzen, Wein und Bier.

Es ließ sich wohl nicht vermeiden, dass in Wien so manche menschliche Sängerin den Ehrentitel „Lercherl“ erhielt oder sich selber gab. So hatte die 1849 geborene Volkssängerin Louise Montag (eigentlich: Aloisia Pintzker) den Spitznamen „Das Lercherl vom Michelbeuerngrund“, die 1887 geborene Operettensoubrette Betty Fischer nannte man „Das Lercherl von Hernals“.

Nicht nur die Königin der Nacht war eine Vogelliebhaberin, auch von realen Wienerinnen wird dies berichtet. So soll das Büro der Hotelchefin Anna Sacher voller Käfige mit zwitschernden Vögeln gewesen sein. Die Tänzerin Fanny Elßler reiste sogar mit ihren singenden Gefangenen nach Amerika und, ergänzt durch Neuzugänge aus Übersee, auch wieder retour. Erzählt wird dies von der Schriftstellerin und Journalistin Ann Tizia Leitich in dem 1939 erschienenen Buch „Die Wienerin“, in dem sie wie in etlichen anderen kulturgeschichtlichen Werken das alte Österreich aufarbeitete. Dabei bewahrte sie viele alltagsgeschichtliche, insbesondere die Frauen betreffende Besonderheiten, für die sich männliche Historiker wenig interessierten.

Durch die Nazizeit lavierte sie sich mit Hilfe so manchen deutschtümelnden Textbeitrags hindurch. Dabei war sie mit dem in Czernowitz geborenen jüdischen Schriftsteller und einstigen hohen Staatsbeamten Hofrat Dr. Erich von Korningen verheiratet. In einem bemerkenswert erfolgreichen Akt der Scheinanpassung ließ sich das Paar dann auch scheiden, lebte allerdings weiter zusammen – nach dem Ende des Dritten Reiches wurde die Scheidung annulliert. Korningen, der 1938 aus „rassischen“ Gründen zwangspensioniert worden war, hatte viel Zeit, um seine Frau bei ihren Recherchen zu unterstützen. Nach dem Krieg argumentierte Leitich,

dass sie in ihren während der Nazi-Zeit geschriebenen Büchern „den Herzen mit österreichischer Atmosphäre Stärke-Injektionen gab“. Wohl hatte die populäre Autorin durch ihren Erfolg, der ohne das Auslassen spezifisch jüdischer Leistungen in ihren kulturgeschichtlichen Werken nicht möglich gewesen wäre, auch ihren Ehemann geschützt, der offenkundig unbehelligt blieb. Dass er diese Jahre mitten in Wien überlebte, ohne eigentlich versteckt zu sein, kommt einem Wunder gleich. Von 1938 bis zu Korningens Tod im Jahr 1975 lebte das Paar in der Lerchenfelder Straße 25. So schrieben sie während der sieben Jahre der Nazi-herrschaft in unmittelbarer Nähe des alten Vergnügungsviertels über österreichische Heiterkeiten – in Todesangst.

Geister im Naturhistorischen Museum

An einem frostigen Wintertag stirbt im Wiener Naturhistorischen Museum ein Mann. Über der Stadt hängt tiefe Depression, niemandem ist nach Advent-Feiern zumute. In der jungen Republik Deutsch-Österreich hungern und frieren die Menschen, es grassieren Infektionskrankheiten und die Inflation. Man schreibt den 10. Dezember 1919 und der Verstorbene ist Dr. Franz Steindachner, wirklicher Hofrat und Träger des österreichisch-ungarischen Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft, des kaiserlich-russischen Stanislaus-Ordens II. Kl. mit Stern und des Großoffizierskreuz des Ordens der rumänischen Krone nebst vieler anderer Auszeichnungen – der letzte Intendant des Hauses, wie der Leiter des einstigen k.k. Hofmuseums genannt wurde. Bereits im August war er in den dauernden Ruhestand versetzt worden, durfte aber einige Räume seiner Intendantenwohnung gegen

Mietzins weiterhin bewohnen. Der 86-Jährige erlag einer Lungenentzündung, die er sich infolge des Brennstoffmangels zugezogen hatte.

Die Nachrufe beschränkten sich auf wenige Zeilen – es herrschte Papierknappheit und man hatte andere Sorgen. Und so fiel der bedeutende Ichthyologe und Herpetologe, der mehr als 200 Publikationen über Fische und rund 50 über Amphibien und Reptilien verfasst, etwa 1.000 neue Fischarten und 150 neue Amphibien- und Reptilienarten beschrieben und fast 60 Jahre lang seine Arbeit in den Dienst der Sammlung gesteckt hatte, nach und nach in Vergessenheit.

Heute wird in der ehemaligen Intendantenwohnung wieder gearbeitet und geforscht. Auf einem Gemälde von Josef Engelhart sieht man den greisen, weißbärtigen „Fischhofrat“ zwischen montierten Fischskeletten und riesigen Gläsern mit eingelegten Fischen sitzen, und recht ähnlich sieht es auch heute noch in diesen Räumen aus. Zeitlebens war der inmitten seiner Sammlung Wohnende Junggeselle geblieben, seine ältere Schwester Anna führte ihm, der oft monatelang auf Forschungsreisen abwesend war, die Wirtschaft, nach deren Tod übernahm es die Haushälterin Marie, ihn ans Essen zu erinnern. Vieles vom Originalinterieur ist erhalten, ein Luster, eine Tapete samt Tapetetür, die Deckenbemalung, Vitrinen mit geschliffenen Glastüren, ein hoher Eisenofen. Auf Steindachners Tischen und Stühlen arbeiten nun Wissenschaftler:innen mit seinen Präparaten und den Methoden des 21. Jahrhunderts – er hätte wohl seine Freude daran.

Fische gehören nicht unbedingt zu den Besucherlieblingen, weshalb ihnen in der Schausammlung nur zwei Säle gewidmet sind. Mit rund 35.000 bekannten Arten stellen

sie mehr als die Hälfte aller Wirbeltierarten. So ist auch die Fische Sammlung die mit Abstand größte unter den Wirbeltiersammlungen, im Haus jedoch nehmen die für das Publikum attraktiveren Säugetiere und Vögel deutlich mehr Platz ein.

Der überwiegende Teil der mehr als eine Million Exemplare enthaltenden Fische Sammlung befindet sich hinter den Kulissen: in der Abteilung für Ichthyologie, im Keller, im Tiefspeicher. Da gibt es zum einen die historischen Trockenpräparate wie die bereits erwähnten montierten Skelette. Prachtvoll sehen sie aus, dreidimensionale Röntgenbilder gewissermaßen, doch für wissenschaftliche Zwecke sind sie, wie die Meeresbiologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin der Abteilung, Dr. Bettina Riedel, erklärt, nur bedingt brauchbar. Da die Weichteile fehlen, ist eine präzise Vermessung nicht möglich und die DNA-Extraktion eher schwierig. So werden diese liebevoll aufbewahrten und langsam zerbröselnden Schätze eher als Kunstobjekte angesehen. Dasselbe gilt für die Flachskelette, auch „Explosionsskelette“ genannt, für die sämtliche Einzelknochen zweidimensional ausgebreitet montiert wurden. Insgesamt enthält die osteologische Sammlung rund 2.700 Objekte. Das Älteste ist möglicherweise ein Tigerhaikiefer aus dem Jahr 1820. Die direkt auf dem Knochen aufgetragene Beschriftung ist noch gut lesbar: „This is the Jaw Bone of a Shark caught in the Harbour of Cape Henry in the Island of S Domingo“ steht darauf, ebenso sind Maße und Datum vermerkt sowie die Menge an Tran, die aus der Haileber gewonnen wurde. Noch heute werden Haie in großen Mengen getötet, um aus ihren Lebern Omega-3-Fettsäuren für Fischölkapseln zu gewinnen, was zur Gefährdung der Bestände beiträgt.

Größere Fische wurden auch als Stopfpräparate konserviert. Dabei hatten die frühen Präparatoren, die

nur den Balg ausgehändigt bekamen, das lebende Tier zumeist nie gesehen. Dies führte dazu, dass so mancher Fisch viel zu dick ausgestopft wurde, wie etwa ein aufgeblasen wirkender großer Rochen im Tiefspeicher, der eigentlich flach sein sollte. Auch bei den Augen ließ man der Fantasie freien Lauf und verpasste Fischen, die im wirklichen Leben schwarze Augen haben, Glasaugen in irisierendem Grün und Gold. Während man heute die Bälge über einen modellierten Rumpf zieht, wurden sie ursprünglich tatsächlich gestopft – auf Expeditionen mit allem, was gerade vorhanden war. So reiste Franz Steindachner bei seiner Brasilienexpedition 1903 mit den beiden Präparatoren Wachsmund und Raddax. Der Zoologe und Brasilienforscher Johann Natterer (1787–1843) war selbst ein begabter Präparator. Trockene Gräser, Moose und Blattwerk, die man vor Ort in die Fische füllte, kann man erkennen, wenn man dem betreffenden Tier ins Maul leuchtet. Heute werden sie für Umgebungsanalysen verwendet, auch bis dahin unbekannte Pflanzenarten wurden so schon entdeckt. Insgesamt besitzt das NHM rund 2.000 Stopfpräparate von Fischen. Da sie im Zuge der Konservierung alle bunten Farben und Muster verlieren, wurden diese für Ausstellungen bei einigen Exemplaren nachträglich kunstvoll wieder aufgemalt. In der Schausammlung kann man solche Exemplare etwa bei den Tropenfischen finden, aber auch Süßwasserfische wie Hecht, Bach- und Marmorforelle sind sorgfältig mit dem Pinsel verziert. Auch hier sind die Grenzen zwischen wissenschaftlichem und Kunstobjekt fließend.

Für die aktuelle Forschung am bedeutendsten sind die rund eine Million Nasspräparate, die in etwa 150.000 Gläsern aufbewahrt werden. Auf vielen Stellagen reihen sie sich wie ein Säulenwald. Manche sind nur wenige

Zentimeter hoch, andere einen Meter oder mehr. Einige der im Keller gelagerten Gläser sind so groß und schwer, dass sie aus Sicherheitsgründen nicht bewegt und die Tiere vor Ort entnommen werden. So kann man einem der beiden „Gläserbeauftragten“ schon mal mit einem riesigen tropfenden Rochen im Arm im Keller begegnen. Ein eigener technischer Mitarbeiter ist Vollzeit nur für die Betreuung der Gläser angestellt, ein weiterer steht fallweise zu seiner Unterstützung bereit. Oft, so Dr. Riedel, sieht man die beiden in Schürzen und mit Bügel-eisen hantieren, dann nämlich, wenn die Gläser geöffnet und die mit Bienenwachs fest angeklebten Deckel gelöst werden müssen. Während man kleinere mit dem Stanley-messer aufbrechen kann, werden die großen aufgebügelt oder aufgeföhnt. Das Wachs dient der Dichtheit, da die Fische in 75%igem Alkohol aufbewahrt werden. Aufgrund der enormen Flüchtigkeit desselben würde so ein Fisch schnell auf dem Trockenen liegen, wäre der Verschluss nicht sauber versiegelt. Bei alten Gläsern sieht man noch zusätzlich eine Schweinsblase über dem Deckel, die mit Bindfaden fixiert wurde.

Die ichthyologische Sammlung verbraucht etwa 600–700 Liter Alkohol im Jahr. In Summe beherbergt das Naturhistorische Museum viele tausende Liter an leicht entzündlichem Alkohol – dass es noch nicht abgebrannt ist, zeigt, dass damit seit jeher mit äußerster Sorgfalt umgegangen wird. Die Flüssigkeit verfärbt sich mit der Zeit und so haben die älteren Gläser verschiedenste bernsteinfarbene Schattierungen, von hellem Gelb bis zu dunklem Rostbraun. Daraus leuchten die Fische silbern im Licht, sodass auch sie, in den kostbaren mundgeblasenen Gläsern der Glasfabrik Stölzle arrangiert, ein faszinierendes Gesamtkunstwerk ergeben. Manche balancieren auf der Schwanzflosse wie schlafende Pottwale,

andere sind kopfüber in die Glasröhren gestürzt, wieder andere liegen büschelweise zusammen. In einigen Gläsern wurden, offenbar in Eile, verschiedene Arten gemeinsam konserviert, in einem dieser Mischgläser ist sogar ein Frosch zu sehen. Es kam schon vor, dass es beim Öffnen eines alten Glases aus diesem nach Rum duftete – auf so einer Schiffsreise musste man nehmen, was vorhanden war.

Auf den Sammelreisen, die etwa Steindachner durch weite Teile des Mittelmeers, ans Rote Meer, nach Nord- und Südamerika und bis nach Galapagos führten, beschaffte man sich Fische im Wesentlichen mittels zweier Methoden. Einerseits wurden sogenannte Dredschungen durchgeführt, also mit Zug- und Schleppnetzen („Dredsch“ – aus dem Englischen „dredge“ – ausbaggern) gefischt, andererseits kaufte man auf lokalen Fischmärkten ein. Zwischen 1890 und 1898 gab es sogar mehrere österreichisch-ungarische Tiefsee-Expeditionen, bei denen die Netze in beachtlichen Tiefen versenkt (etwa bei Kreta in 2.000 m Tiefe) und zahlreiche bis dahin unbekannte Tierarten entdeckt wurden.

Glücklicherweise lässt das NHM im Gegensatz zu anderen wissenschaftlichen Institutionen heute keine Dredschungen mehr durchführen, und es ist zu hoffen, dass man irgendwann generell darauf verzichten wird. Die Entwicklung von moderneren Methoden wie eDNA-Analysen (environmental DNA) ist im Gange. Da alle Lebewesen ständig geringe DNA-Mengen an ihre Umwelt abgeben, etwa in Form von Körperzellen, Schleim oder Kot, genügt oft schon die Analyse einer Wasserprobe, um festzustellen, welche Fische sich in der Umgebung derselben aufgehalten haben. Eine weitere Innovation sind sogenannte BRUVS (baited remote underwater video systems), also Unterwasser-Kamera-

fallen, die mit Köder versehen werden und Fische anlocken, sodass man Daten sammeln kann, ohne Tiere zu töten.

Wie bewahrt man nun den Überblick über so viele Fischpräparate? Jedes hat eine eigene Karteikarte, darauf vermerkt sind neben den relevanten Daten auch etwaige Zusatzbemerkungen wie im Falle des legendären Weißen Hais von ca. 1900: „Das Exemplar hatte angeblich einen k.u.k.-Matrosenschuh im Magen.“ Natürlich arbeitet man auch hier an der Digitalisierung, der überwiegende Teil der Präparate ist bereits in einer Datenbank zu finden.

Zu den größten Schätzen der Sammlung gehören ca. 4.500 Typen (Typus: Exemplar, das als Bezugsgrundlage für eine Art gilt) inklusive 500 Holotypen (Holotypus: vom Erstbeschreiber einer Art als typisch definiertes Einzelexemplar). Forschungsanfragen kommen aus aller Welt. Spät nachts, wird gemunkelt, kann man auf dem Parkett schlurfende Schritte hören – es ist wohl der Geist des Fischhofrats, der durch seine alte Dienstwohnung streift.



Bettina Balàka wurde 1966 in Salzburg geboren und lebt als freie Schriftstellerin in Wien. Sie wurde mehrfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Theodor-Körner-Preis (2004), dem Salzburger Lyrikpreis (2006) und dem Georg-Trakl-Förderungspreis für Lyrik (2018). Bei Haymon erschien zuletzt der historische Roman „Der Zauberer vom Cobenzl“ (2023) sowie der Gedichtband „Die glücklichen Kinder der Gegenwart“ (2024). Mit ihrem neuen Essayband beweist die Autorin einmal mehr, dass sie es versteht, Geschichte, Wissenschaft und literarische Erzählung über ein so weitreichendes Thema wie „Natur und Mensch“ auf großartige Weise zu vereinen.

Autorinnenfoto: Christopher Mavrič
Gestaltung: Karin Berner
Covergestaltung: Bianca Seidel, www.biancaledies.de

TOXIC RELATIONSHIP – der Mensch und die Natur

Wir haben die Natur kartiert und taxonomiert, wir lieben und vernichten sie zugleich. Kognitive Dissonanz ist dabei unser Alltag. Die erobernde Beziehung des Menschen zu Umwelt und Mitgeschöpfen hat tiefe Wurzeln in der Tradition und Religion. Dabei kontrastiert das permanente Bedürfnis, Tiere, Pflanzen, Ökosysteme unter Kontrolle zu bringen und nutzbar zu machen, mit dem mittlerweile ebenso großen Bedürfnis, „die Wildnis“ zu sehen, zu bereisen, zu genießen. Man will das Unberührte berühren, idealerweise als Erster und Einziger, aber auch sicher und klimatisiert – und weiß um das Paradoxon. Wohin uns das führt? In den Abgrund. Wir brauchen nicht nur ein individuelles Umdenken, wir brauchen politische Entscheidungen: für diesen Planeten.

In einer Reihe von Essays arbeitet die Autorin das ambivalente Verhältnis vom Menschen zur Natur auf, subjektiv und wissenschaftlich, historisch und persönlich, gejätet und verwildert, analytisch und experimentell.

*Dies ist eine Leseprobe aus dem unlektorierten Manuskript.
Die Buchhandelsausgabe kannst du schon jetzt unter der ISBN
978-3-7099-7039-3 überall, wo es Bücher gibt, vorbestellen.*

Lust auf neue Ideen,
neue Stimmen, neue Blickwinkel?
Dann folge uns!



@haymonverlag



Und abonniere gleich unseren Newsletter: